



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wagner, Rudolf: Fünfundzwanzig Jahre Kolonialpolitik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



fünfundzwanzig Jahre Kolonialpolitik



Am 24. April konnten wir die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier unsrer Kolonialpolitik begehen. Am 24. April 1884 hat Bismarck den Grund zur Gründung unsrer ersten Kolonie gelegt, indem er die Landerwerbungen des Kaufmanns Lüderitz an der südwestafrikanischen Küste bei Angra Pequena, heute Lüderitzbucht, unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte. Die zahlreichen alten Afrikaner und die erfreulicherweise jetzt ebenfalls zahlreichen sonstigen Kolonialfreunde haben mit Recht diesen Tag gebührend gefeiert. Auch die Presse hat ihn nicht vorübergehen lassen, ohne — je nach der Parteirichtung — bei dieser Gelegenheit wieder einmal festzustellen, daß wir stolz auf unsre Kolonien sein können und draußen ein achtungswertes Stück Kulturarbeit geleistet haben, oder in altgewohnter Weise die Schale des Hohns und Spotts über unsre Kolonialpolitik auszuschütten und — wie zum Beispiel das Blatt der Berliner Spießer, die Volkszeitung — kühnlich zu behaupten: „Die einzige greifbare Frucht dieser viertelhundertzährigen Kolonialpolitik ist der Erwerb der Insel Helgoland, bei deren Eintausch wir Gott sei Dank wenigstens einen großen Flecken Afrika losgeworden sind.“

Nicht als ob wir diesem Blättchen irgendwelche ernsthafte Meinung zugestehen würden, wir zitieren es lediglich darum, um zu zeigen, daß es doch noch sonderbare Heilige gibt, die von Kolonialpolitik grundsätzlich nichts wissen wollen und jeder Arbeit, für die man nicht sofort, wie für ein paar Stiefelsohlen, Bargeld bekommt, überhaupt für Unsinn erklären. Andererseits soll dieses Beispiel zeigen, wie dünn gesät heute derartige Kolonialgegner sind, wie tief der koloniale Gedanke doch in den letzten Jahren ins Volk gedrungen ist. Denn abgesehen von den sozialdemokratischen Parteiblättern, die überhaupt keine eigne Meinung haben dürfen, sicherlich aber nicht die Meinung

der denkenden Arbeiter vertreten, dürfte die Art, wie sich die Berliner Volkszeitung mit den Kolonien in ihrer heutigen Verfassung abfindet, einzig dastehn. Die übrige Presse steht heute mit seltner Einmütigkeit, wenn auch mit mehr oder minder Verständnis, unsern kolonialen Bestrebungen wohlwollend gegenüber, und es darf ruhig ausgesprochen werden, daß die Mehrheit des deutschen Volkes dies ganz in der Ordnung findet. Bismarck hat in einer seiner kolonialen Taufreden die Befähigung, Kolonialpolitik zu treiben, für uns dahin präzisiert: „Eine deutsche Kolonialpolitik ist nur möglich, wenn sie von der Gesamtheit des nationalen Willens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird.“ Nun, das nationale Wollen haben die letzten Reichstagswahlen überzeugend dargetan. Die Minderheit, die immer noch nicht begreifen will — hat es sich selbst zuzuschreiben. Wir können ruhig über sie zur Tagesordnung übergehn, denn auch sie wird sich in nicht zu ferner Zeit der Macht der Tatsachen beugen müssen. Bei dem einen geht das Begreifen, je nach seinen Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben, schneller, bei dem andern langsamer. Die Mehrheit des deutschen Volkes hat immerhin zwanzig Jahre zu der Erkenntnis gebraucht, daß wir zu unserm fernern Bestehen Kolonien nötig haben, und dies ist nicht einmal verwunderlich. Hatten wir uns doch, als die ersten Schritte zur Erwerbung von Kolonien getan wurden, kaum erst in der neuen Rolle als einige Nation und Großmacht zurechtgefunden. Es war darum nur zu verständlich, daß weiten Kreisen des Volkes überseeische Expansionsbestrebungen, die allerlei Konfliktstoffe in sich bargen, unheimlich waren. Das junge Reich arbeitete zudem noch an seiner innern Festigung und war dabei, sich allmählich aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat umzuwandeln. Daß in diesem Entwicklungsstadium nicht nur der Masse des Volkes, sondern auch einem namhaften Teil der Gebildeten die sich daraus ergebenden weltwirtschaftlichen Beziehungen noch ganz unklar waren, ist nur zu verständlich. Und die Notwendigkeit, durch eigne überseeische Gebiete einerseits den Rohstoffbezug, andererseits den Absatz unsrer emporschneidenden Industrie bis zu einem gewissen Grade sicherzustellen, trat für uns damals noch nicht so deutlich hervor wie heute.

Wir müssen es Bismarck danken, daß er den Bestrebungen eines verhältnismäßig kleinen Kreises von Männern, die vermöge ihrer Stellung im Wirtschaftsleben die nationale Notwendigkeit zu kolonialer Betätigung erkannt hatten, verständnisvoll entgegenkam, obwohl es ihm manchmal schwer geworden sein mag, das junge Reich durch überseeische Abenteuer schon damals zu exponieren. Wie er dachte, beweist der oben erwähnte Ausspruch. Wenn er sich entschloß, das „nationale Wollen“ mit den Bestrebungen eines noch kleinen aber politisch reifen Teiles des Volkes zu identifizieren und sich ohne eine faktische Mehrheit auf koloniale Erwerbungen einzulassen, so beweist das, daß er ein aktives Vorgehen in dieser Hinsicht als dringlich erkannt hatte. Die

Tatsachen haben ihm und den damaligen „Kolonialschwärmern“ Recht gegeben. Wenn wir zu jener Zeit nicht energisch zugegriffen hätten, wären wir zu kurz gekommen.

Bismarck hat sich damals vorausschauend über die allgemeine Volksstimmung hinweggesetzt, und es ist daher kein Wunder, daß die anfänglichen Mißerfolge unsrer Kolonialarbeit die herrschende Abneigung gegen „koloniale Abenteuer“ noch vertieften und einen langjährigen Kolonialpessimismus erzeugten, der wiederum zielbewußte und rationelle Arbeit draußen zur Unmöglichkeit machte. Man kann es dem Nachfolger Bismarcks nicht allzusehr verübeln, daß er kleinmütig wurde und am liebsten die Kolonien meistbietend verkauft hätte. Der Sansibarvertrag von 1890 unseligen Angedenkens, durch den wir nach dem treffenden Stanley'schen Ausspruch „einen alten Hosenknopf für eine neue Hose“ einhandelten, das winzige Helgoland für große wertvolle Kolonialgebiete ist charakteristisch für die damalige Stimmung. So wurden die Kolonien als lästige Anhängsel behandelt und schlecht und recht verwaltet, denn mit einem Kolonialetat, wie er in den neunziger Jahren nach dem üblichen Donnerwetter für die armen Kolonialbeamten bewilligt wurde, ließ sich natürlich nichts Geseheites anfangen. Wehe den Beamten, die sich auf großzügigere Unternehmungen eingelassen hätten!

Daß unter diesen Umständen doch eine ganz gute Grundlage für die jetzige planmäßige Erschließungstätigkeit zustande kam, beweist jedenfalls, daß trotz alledem unsre alten Kolonialpioniere, Kaufleute und Pflanzler, Offiziere und Beamte den richtigen Geist in sich hatten. Was in den Zeiten des Kolonialpessimismus draußen in aller Stille geleistet worden ist, kann sich neben den Leistungen unsrer kolonialen Nachbarn sehen lassen. Zu einem Entwicklungsstadium, wie es heute Deutsch-Südwest nach fünf und zwanzig Jahren aufweist, haben die Engländer in Südafrika hundert Jahre gebraucht, und gegen die Mittel, die dort aufgewandt werden mußten, sind die bisher für Deutsch-Südwest ausgegebenen Summen sehr bescheiden. Und blicken wir nach Ostafrika, so können wir freudig feststellen, daß die Engländer auch dort — abgesehen von der Ugandabahn — im Vergleich zu Deutsch-Ostafrika wenig aus ihrem Lande gemacht haben. Im Verhältnis zu der geringen Hilfe des Mutterlandes ist bei uns Beachtenswertes geschaffen worden, und angesichts der Handelsziffern der Kolonien, die sich seit zehn Jahren vervielfacht haben, kann das Märchen von der Wertlosigkeit unsrer Kolonien nicht standhalten. Unsre Kolonien sind mindestens ebensoviel wert wie die benachbarten der Engländer, Franzosen usw. So ist zum Beispiel Kamerun von einem englischen Forschungsreisenden — ein Engländer muß das ja nach unsern Anschauungen wissen — „das reichste Land der Welt“ genannt worden. Und wer möchte heute noch Deutsch-Südwest hergeben, wo sich ein so schönes deutsches Volkstum entwickelt hat, die Farmwirtschaft blüht, und die Diamanten im Sande liegen!

Wie haben wir über die Kämpfe in den Kolonien gescholten, namentlich über den Krieg in Südwestafrika! Gewiß an sich waren diese Kämpfe beklagenswert. Aber so ist eben der Welt Lauf, die Umwandlung von Urländern in Kulturländer ist nie ganz friedlich abgegangen. Uns haben diese Kämpfe jedenfalls gezeigt, was der Deutsche draußen zu leisten vermag, und daß der kriegerische Geist der Väter auch noch in den Söhnen steckt. In diesem Sinne ist der Krieg in Südwest, so traurig er sonst war, für uns ein Glück gewesen. Tausende von jungen Deutschen sind hinausgezogen, haben sich den Seewind um die Nase wehen lassen und gesehen, wie unsre Kolonien in Wirklichkeit sind. Viele sind draußen geblieben und haben Südwest zu ihrer neuen Heimat gewählt, die andern haben den Landsleuten daheim die Augen geöffnet.

Ohne den Krieg hätte es vielleicht noch einmal ein Jahrzehnt gedauert, bis das deutsche Volk erwacht wäre und den Kolonien auf die Beine geholfen hätte. Wirtschaftlich sind wir jetzt auf dem besten Wege dank zahlreicher Eisenbahnen, die unter dem Einfluß des kolonialen Aufschwungs zu Hause fast in allen Kolonien entstanden sind und noch entstehen werden. Gelegentliche Hemmungen können natürlich immer wieder vorkommen, Meinungsverschiedenheiten über wirtschaftliche Methoden entstehen, im großen und ganzen zeigt aber die Entwicklung eine steigende Tendenz. Mißgriffe großen Stils, wie sie zum Beispiel früher die großen Landkonzessionen teilweise darstellten, erscheinen in der Zukunft unwahrscheinlich, dazu sind die Kolonien zu sehr Gemeingut des Volks geworden. Und soweit dies überhaupt möglich ist, werden sie dies auch praktisch werden durch planmäßige Besiedlung der Kolonien mit deutschen Familien.

Mit Stolz und Genugtuung können wir auf die ersten fünfundzwanzig Jahre deutscher Kolonialpolitik zurückblicken. Aber ernste Menschen pflegt eine solche Jubelfeier nicht nur festlich, sondern auch nachdenklich zu stimmen. Wir wollen nicht nur jubeln, daß wir es so herrlich weit gebracht haben, sondern wir wollen auch überlegen, was uns die Erfahrungen dieser fünfundzwanzig Jahre lehren. Mit unsern Eroberungen in wirtschaftlicher Beziehung, wie gesagt, können wir zufrieden sein. Ob aber auch mit unsern moralischen?

Nehmen wir Deutschen in unsern Kolonien bei den Eingebornen die Stellung ein, die erforderlich ist, um eine ungestörte Entwicklung zu gewährleisten, werden wir von den Eingebornen als das unbedingt maßgebende Element im politischen und Wirtschaftsleben der Kolonien angesehen? Leider müssen wir dies verneinen. Unsre alten Kolonialpioniere haben draußen auf der Grundlage des Herrenstandpunkts den Eingebornen gegenüber gelebt und gearbeitet, und sie haben sich trotz ihrer geringen Zahl im allgemeinen diesen gegenüber besser durchgesetzt, als dies heute zu beobachten ist. Heute ist bedauerlicherweise zu bemerken, daß der rechte Respekt vor der weißen Rasse im Schwinden begriffen ist. Die Schuld trägt unzweifelhaft die falsche Humanität,

die neuerdings unser Verhältnis zu den Eingebornen beherrscht. Sicherlich muß die Fürsorge für deren wirtschaftliches und gesundheitliches Wohlergehen eines der wichtigsten Elemente der Kolonialpolitik sein. Es soll den Eingebornen unter uns gut gehn, schon aus dem Grunde, weil sie uns bei unsern kulturell-wirtschaftlichen Bestrebungen brauchbare Mitarbeiter werden sollen. Wir brauchen nicht weiter auf diese Frage einzugehn, denn wir haben sie an dieser Stelle immer wieder besprochen. Wir müssen aber auch hier wieder betonen: Ein noch wichtigeres Element als die soziale Fürsorge für die Eingebornen ist in der Kolonialpolitik das Rassegefühl. Wenn wir erfolgreich kolonisieren wollen, so müssen wir auf alle Zeiten eine Schranke zwischen uns und den Eingebornen aufrichten. Wenn wir nicht von vornherein den Eingebornen von jeder Gleichberechtigung ausschließen und so einer Vermischung beider Rassen unbedingt vorbeugen, so gefährden wir die Zukunft der Kolonien. Und in dieser Beziehung ist Gefahr im Verzug. Wird doch ernsthaft daran gedacht, in Ostafrika den Farbigen die Teilnahme an der Verwaltung zuzugestehn, will man doch sogar den Neger zum Eid nach unsern Begriffen zulassen auf die Gefahr hin, daß die Würde der deutschen Rechtsprechung in den Kolonien aufs äußerste geschädigt wird. Das sind bedenkliche Symptome einer völligen Verkennung unsrer kolonialen Aufgaben. Wenn man dann weiter daran denkt, wie sehr eine starke Mischlingsbevölkerung in Samoa den Mangel an Rassegefühl hervortreten läßt, so kann einem angst und bange werden. Der Herrenstandpunkt in unsrer Kolonialpolitik muß schon stark in Abnahme geraten sein, wenn ein deutscher Gouverneur, wie dies jüngst in Samoa passiert ist,*) sich renitenten Eingebornen gegenüber so weit demütigt, daß er zur Befräftigung eines schwächlichen Kompromisses auf die samoanische Bibel schwört und diese coram publico küßt! Mit einer derartigen Politik werden wir uns draußen keinen Respekt verschaffen, sondern nur den Bestand unsrer Kolonien in absehbarer Zeit in Frage stellen. Wer sich die Kolonien als echt deutsche Siedlungen denkt, der kann nur wünschen und hoffen, daß die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier unsrer Kolonialpolitik ein Wendepunkt werden möge. Was wir jetzt dringend brauchen, ist mehr Rassegefühl und Rassenstolz!

Rudolf Wagner

*) Diese höchst merkwürdige Nachricht ist einem samoanischen Brief an die Deutsche Zeitung entnommen. Sie ist amtlich unwidersprochen geblieben.

